Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 33

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]

Autor: Widmann, Joseph Viktor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643418

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 33 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 18. August 1923

Abend.

Von Gottfried Heß.

Gewichen sind der Sonne Gluten
Und auch des Spätrots goldne Fluten
Zerfließen in dem Dunst der Nacht;
Hier unter duft'gen Rosenbäumen
Möcht' ich vom Tage los mich träumen
Und all' der Müh', die er gebracht.

Wie eines sanften Engels Schreiten,
Auf einmal durch des Tales Breiten
Zieht eines milden Windes Hauch;
Es stirbt in seines Grußes Kosen
Die herrlichste von allen Rosen
Und löst sich schweigend los vom Strauch.

Möcht' auch am Ende meiner Tage,
So ohne langer Leiden Klage,
Aus lichtem Blühn mein Scheiden sein!
Und will des Tages Glanz ermatten,
So lös' die Rose, ernster Schatten,
In ihres Blühens schönstem Schein.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann. 5

Zweites Kapitel.

Wenn jemals Honigwochen und Honigmonate einem jungen Paare in reinstem Glücke vergingen, so war es gewiß hier der Fall. Denn selbst die anfangs heftigen, dann allmählich sanfteren Ausbrüche kindlichen und schwesterlichen Schmerzes wurden für Georgine Augenblicke, in denen Wehmut und Wonne zu einem unsäglich erhebenden und beglückenden Gefühle verschmolzen, indem die Zartheit der Tröstungen und der Liebesbeweise Stauntons den jungen Gatten im schönsten Lichte zeigte. Er seinerseits wußte das Glück zu genießen, das ihm eben dieser hohe Wellenschlag abwechselnder Gefühle der an sein Herz gelegten lieblichen Gattin gewährte. Innigste Vertraulichkeit erwuchs rasch aus solchen gewaltsamen Gemütserschütterungen und zugleich bewahrte die gemeinsame Erinnerung an ihre erste, fast wunderbar zu nennende, und unter so tragischen Umständen erfolgte Begegnung die jungen Gatten vor dem Versinken ins Gewöhnliche, gab ihrem Beisammensein den Zauber des Außerordentlichen und vertiefte ihre Freude; denn von Gefühlen lebt die menschliche Seele und ein Glück, das nicht aus diesem tiefsten Born Erfrischung zieht, ist ein bald verdorrendes.

Nun kam freilich hier all das Angenehme hinzu, das der Besitz äußerer Glücksgüter gewährt, die Freiheit namentlich, ohne enge Rücksichten oder gar Sorgen tun zu können, was man am liebsten mochte. Schon am ersten Tage ihrer Fahrt hatte Staunton seiner jungen Gattin vorgeschlagen, die nächsten Monate ganz auf der Reise durch alle großen Städte der Union zuzubringen, um alsdann bleibende Wohnung zu nehmen, wo es ihr am besten gefalle; denn er fühle sich an Boston durchaus nicht gebunden, obschon daselbst sein vom Vater ererbtes Haus ganz zu ihrer beider Verfügung stehe. Wirklich gefiel es der jungen Frau daselbst nicht; ihrem an südliche Vegetation gewöhnten Auge tat der nordische Charakter dieser großen Handelsstadt fast wehe. So reisten sie denn — aber diesmal zu Lande — wieder rückwärts nach New York, nach dem freundlichen Philadelphia, besuchten auch das berühmte Baden-Baden der Vereinigten Staaten, Saratoga, und im Herbst, der schönsten Jahreszeit Nordamerikas, die emporblühenden Städte an den großen Seen, bis sich zuletzt Mrs. Staunton für New York entschied, das zwar auch genugsam nordischen Charakter bekundet, aber mit seinem prächtigen Broadway, mit den vielen großen und kleinen baumreichen Rasenplätzen mitten in der Stadt und mit all seinem weltstädtischen Komfort für die junge Frau dieselbe Anziehung bewies, die es auf so viele reiche Süd- und Mittelamerikaner fortwährend ausübt.

Hier also suchte Staunton einen am Broadway, aber nicht im lärmendsten Teil dieser Riesenstraße, gelegenen eleganten Braunsteinbau aus, vor dessen hohen, hellen Fenstern ein Rasenplatz mit Bäumen und Springbrunnen das Auge erfreute. Das Haus hatte auch seinen Hof und einen Garten, der, abgesehen von dem Charakter der Bäume, — Ahorn, Linden, Silberpappeln und tiefästige Tannen — an den Garten zu New Orleans im elterlichen Hause seiner Gattin erinnern konnte. Zu Winters Anfang zogen sie hierher und überließen sich, so lange der Zustand der

jungen Frau dies erlaubte, den mannigfachen abwechselnden Unterhaltungen der großen Handelsmetropole der Union.

So schien nun alles im besten Geleise, als ein Ereignis, das sonst immer als ein durchaus freudiges betrachtet wird, eine gewisse Bewölkung des bis dahin hellstrahlenden Himmels ehelichen Glückes vorbereitete und herbeiführte. Die junge Frau genas zu Frühlingsanfang von einem stattlichen Knaben. Mehrere Wochen lang nach der Geburt schwebte die Mutter zwischen Tod und Leben; endlich erholte sie sich wieder und ihre Schönheit war nach erfolgter Genesung eine feinere, geistigere als früher. Aber die Gesundheit der jungen Frau schien eine geheime nachwirkende Erschütterung erfahren zu haben und merkwürdigerweise war auch in ihrem seelischen Zustande eine Veränderung eingetreten. Die volle Liebe und Zärtlichkeit der blassen jungen Frau konzentrierte sich auf das Kind in einer Weise, die vielleicht einem Manne gewöhnlichen Schlages nicht aufgefallen und auch nicht unlieb gewesen wäre, aber der sensibeln Natur Stauntons alsobald bemerkbar und schmerzlich wurde. Er war geliebt, ohne Zweifel; aber er war von jetzt an in zweite Linie gesetzt. Georgine war vor allem Mutter und dann eine freundliche, aber nicht mehr ihrem Manne ganz aufgehende Gattin. Man sagt, diese Erscheinung sei eine so häufige, daß man sie als die normale bezeichnen und die Fälle, in denen sie nicht eintritt, zu den Ausnahmen rechnen könne. Auch ist den meisten Männern, die ihrer Arbeit leben, ein derartiges Verhältnis das bequemere, da es ja häusliches Glück im gemeineren Sinne des Wortes nicht ausschließt und dazu die beruhigende Garantie gewährt, daß die Kinder vortrefflich besorgt sind. Ob nun auch bei Georgine der gewöhnliche Grund, den man als mütterlichen Instinkt bezeichnet und den besonders die Nationen germanischer Abstammung hoch preisen, die Ursache der Veränderung war, oder ob hier ein psychisches Motiv, das in den besonderen Lebensverhältnissen Georginens seine Grundlage hatte, mitspielte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Man könnte sich in letzterer Hinsicht die Sache etwa so vorstellen. Als Georgine dem jungen fremden Manne sich zur Gattin gab, war sie ganz verlassen von allen Ihrigen; keine Verwandten ihres Blutes waren ihr geblieben. So hing sie mit ganzer Seele an dem einen Menschen, der sie mit Liebe und aller erdenklichen Sorgfalt umgab. Jetzt aber hatte sie aus diesem Bunde ein neues Wesen gewonnen, das, wie es an ihrem Busen lag, ihre eigene wie des Gatten Familie in seiner kleinen, weichen Existenz darzustellen schien; aus diesen schwarzen Augen traf sie der Blick ihres Vaters und diese feinen Glieder, die sie küßte, waren bald ihre vertrautesten stillen Heiligtümer in der fremden Welt ihres Mannes. Und so geschah es, daß das Dritte im Bunde, das gute unschuldige Knäblein, das bisher so innige Verhältnis seiner Eltern leise lockerte und, was ehedem leidenschaftliche Hingebung und Liebe war, in freundliches Wohlwollen und achtungsvolles Nebeneinanderleben verwandelte.

Wie in der Natur, wenn irgendwo eine Ritze ist, alsobald allerlei hineindringt, Staub, Regenwasser und kleine geschäftige Tiere, so traten auch hier scheinbare Kleinigkeiten hinzu, die die Veränderung merklicher machten. Niemals war bisher der konfessionelle Unterschied der Gatten zwischen ihnen zur Sprache gekommen. Jetzt, da es sich darum handelte, dem Knäblein einen Namen zu geben und es natürlich schien, dies durch den Taufakt geschehen zu lassen, trat die Frage hervor, nach welchem Ritus der Kleine sollte getauft werden. Die Mutter bat, daß die Zeremonie vom katholischen Geistlichen vorgenommen werde, während Staunton lächelnd einwandte, wenn das nächste Kind ein Mädchen sei, so möge dasselbe der Mutter im Glauben folgen: bei Knaben sei es gebräuchlich, daß sie in der Konfession des Vaters auferzogen werden. Zudem, setzte er ernster hinzu, sei die protestantische Konfession diejenige, die sowohl dem Charakter des Mannes überhaupt, wie insbesondere dem Wesen des amerikanischen Bürgers besser entspreche als der katholische Glaube, der manche unmännliche Unterwerfung von den Gläubigen fordere und über den amerikanischen Staat hinaus noch eine Gewalt anerkenne, die im alternden Weltteil Europa ihren morschen Sitz habe.

Er brachte dergleichen vor ohne Leidenschaft; denn für seine Person war er kirchlich indifferent oder, wie er es lieber nannte, Freidenker, obschon er niemals sich die Mühe genommen hatte, diesen Dingen in philosophischer Weise gründlich nachzudenken. Ihm war eine solche Sinnesart, er wußte selbst nicht wie, gleichsam angeflogen; sie entsprach seinem persönlichen Unabhängigkeitsgefühle, seinem Selbstbewußtsein; dabei besaß er hinlänglich Phantasie, um gelegentlich für die Kultusformen der römischen Kirche zu schwärmen. Aber den erstgebornen Sohn dieser Kirche zu überliefern, das war doch etwas, wogegen sein praktischer Sinn sich sträubte. Ihrerseits wurde Georgine von dieser Angelegenheit tief bewegt; sie brachte zur Begründung ihres Verlangens namentlich das eine vor, daß nach der Glaubenslehre der katholischen Kirche in einem jenseitigen Leben das Kind für die Mutter verloren wäre, wenn es nicht gleich der Mutter dem Schoße der Gemeinschaft angehörte, die sich nicht umsonst die alleinseligmachende nenne. Die protestantische Kirche hingegen, sagte Georgine, lehre keine derartige Beschränkung, so daß es immerhin am sichersten sei, das Kind katholisch taufen zu lassen. Wie es zu geschehen pflegt, wo auf der einen Seite wirklicher Glaube, auf der anderen Indifferenz einander bekämpfen, mußte die letztere der bohrenden Kraft des ersteren schließlich weichen, und der Kleine wurde nach dem Namen der Mutter — Georges — und von einem Priester der römischen Kirche getauft.

Von da an geschah es, daß Mrs. Staunton zuweilen den Besuch des Geistlichen erhielt, eines durchaus ehrbaren Mannes, der einfach die seelsorgerliche Pflicht zu erfüllen glaubte, wenn er die mit einem protestantischen Manne verheiratete Angehörige der römischen Kirche nicht vernachlässige. Trotz dem notorischen Reichtum seines Beichtkindes machte er niemals Versuche, Mrs. Staunton zu Spenden für die New Yorker katholische Kirche oder zu anderweitigen Kirchenstiftungen zu veranlassen, nahm aber mit Dank die großen Geldgeschenke in Empfang, welche ihm die junge Frau unaufgefordert übermittelte zur Unterstützung der wirklich Notleidenden. Dieser Verkehr mit dem ehrwürdigen Manne hatte mithin nichts an sich, was dem Gatten ernstliche Bedenken einflößen konnte. Da war kein jesuitisches sich Eindrängen in die Familie, kein habsüchtiges Ausbeuten des frommen Glaubens; dennoch fühlte sich Staunton ärger-

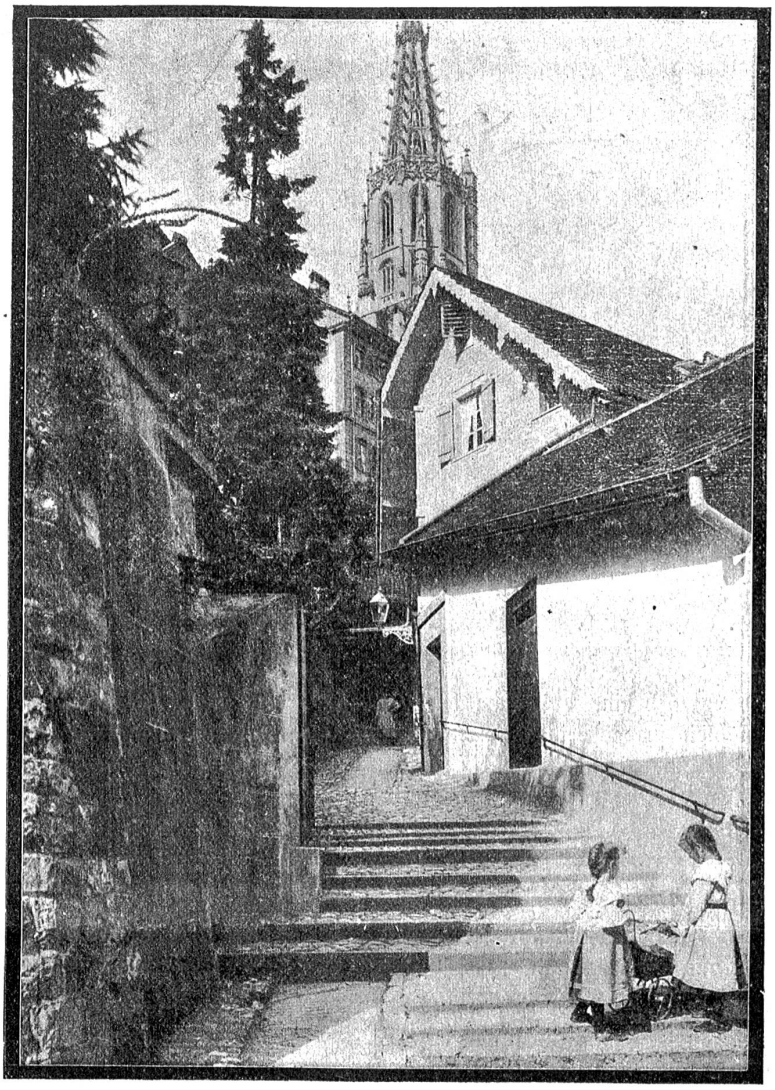
lich, um nicht zu sagen unglücklich, über diese nicht häufigen Besuche des frommen Geistlichen. Lag doch in den schönen Augen seiner blassen Gattin von jetzt an zuweilen ein schwärmerischer Ausdruck, der in Staunton die peinliche Empfindung weckte: Du bist nicht bloß in zweite, nein, in dritte Linie gestellt. Und so war er eifersüchtig auf sein Söhnchen und auf den Gott seiner jungen Frau.

Aber eine solche Eifersucht, bei der das eine Objekt das eigene liebe Kind, das andere eine imaginäre unfaßbare Macht war, konnte bei einem Manne von Stauntons praktischer Art nicht von Dauer sein. Sie erlosch mit der leidenschaftlichen Zuneigung zu dieser Frau, die in ihrer Seele andere Götter aufgestellt hatte als das Idol ihres Gatten. Georgine blieb ihm teuer; aber sie war nicht mehr seine Welt, die ihn bisher wie in einem Zauberkreis gebannt gehalten.

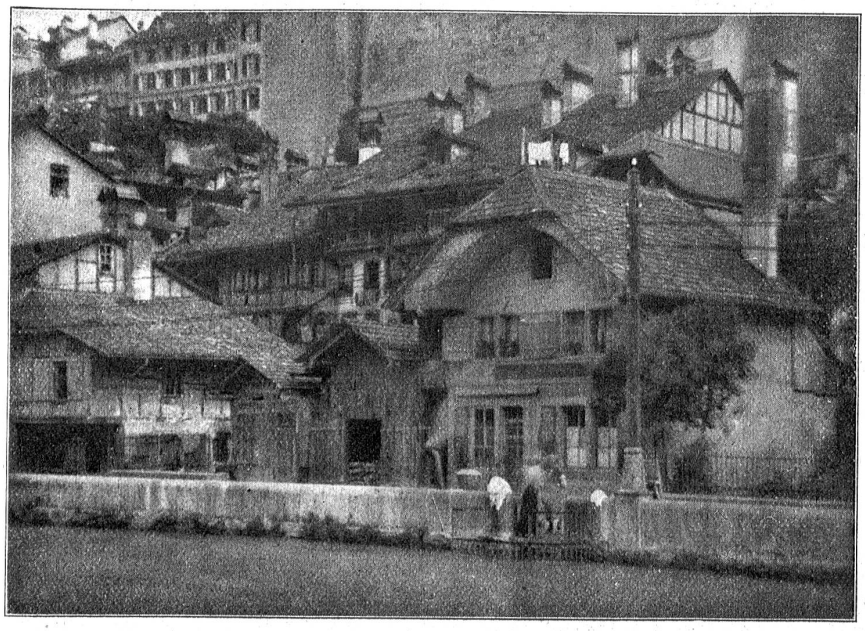
Natürlich ging diese Veränderung nicht in wenigen Wochen vor sich; aber ein Jahr nach der Geburt des Kleinen hatte sie sich vollzogen. Andere Kinder folgten nicht nach; um so inniger umschloß Georgine ihr holdes Knäbchen und wußte ihren Tag vollständig auszufüllen mit hundert kleinen Beschäftigungen, die nur ihrem Kinde galten. Beschäftigung! Das war nun auch das Ziel, auf das Ulysses Staunton seine Blicke richtete. „Ich habe nichts zu tun," gestand er sich selbst. „Meine Frau hat unsern Jungen! Mir fehlt eine Arbeit, die mich erfüllt. Darum verfalle ich auf Grillen, weil ich an keiner Beschäftigung mit tieferm Interesse hafte." Als er diese Gedanken in Gegenwart seiner Gattin äußerte, gab sie ihm von Herzen recht; denn er hatte sie manchmal fast kindisch gequält mit seiner Eifersucht. Nun dachte Staunton nach, um ausfindig zu machen, was er beginnen könnte. Und da war es natürlich, daß er auf den Holzhandel verfiel, dem einst in Boston sein Vater obgelegen hatte; aus diesem Handel stammte sein großes Vermögen und dieser Handel war interessant, insofern er den Anlaß gab, mit dem Innern des Landes in Verbindung zu treten, Reisen dorthin zu unternehmen, an Kanalisationsprojekten sich zu beteiligen und überall wichtige geschäftliche Verbindungen anzuknüpfen.

So überraschte denn Ulysses Staunton seine Gattin eines Tages mit dem bestimmt ausgesprochenen Entschlusse, sofort eine Reise an die großen Seen zu unternehmen, wo er sich die Wälder ansehen und durch eigene Anschauung die besten Kommunikationswege kennen lernen wollte. Es war eine Reise auf mehrere Monate berechnet und die erste Trennung der jungen Ehegatten. Einen Augenblick sah es aus, als ob diese Reise nicht zustande kommen würde, da Georgine bei der plötzlichen Mitteilung ihrem Gatten eine so tiefe Bewegung der Seele zeigte, daß auch in ihm die stürmische Leidenschaftlichkeit der ersten Liebeszeit wieder erwachte und über dem Abschiednehmen wirklich der Eisenbahnzug versäumt wurde, der schon in den fünfziger Jahren den Hudson entlang den raschesten Verkehr mit dem Becken des Ontario vermittelte. Aber nachdem das erste Erstaunen vorüber war, legte sich nach dem Austausche einiger Zärtlichkeitsbeweise die Aufregung in beider Herzen und Georgine sprach mit Fassung und Ruhe von all den häuslichen Angelegenheiten, mit denen sie in Abwesenheit des Gatten ihre Zeit auszufüllen gedachte, und wie sie besonders hoffe, daß der kleine Georges bei der Rückkehr des Vaters schon werde gehen können und vielleicht auch einige Worte sprechen. Dann bat sie ihren Gatten, in dem noch halbwilden Lande sich keiner unnötigen Gefahr auszusetzen, gesund zu bleiben und wohlbehalten zu ihr zurückzukehren. Das alles wurde im Ton verständiger Freundlichkeit vorgebracht, hie und da mit einer dazwischen gestreuten kleinen Liebkosung oder einem Scherzworte, das sich wie das Zwitschern eines Vögelchens ausnahm.

Am andern Tage wäre längeres Abschiednehmen schon wie eine Komödie gewesen. Eine kurze Umarmung, ein herzlicher Kuß — und Ulysses Staunton eilte, in seinen Wagen zu kommen, der ihn nach dem Bahnhof brachte. Als er zum letzten Male zu den Fenstern seines Hauses emporschaute,



Die Fricktreppe von der Matte zum Münsterplatz in Bern. (Phot. Fuß, Bern.)



Komplex von Häusern an der Matte, welcher sich unmittelbar an den bereits abgebrochenen anschliesst.

sah er Georgine an einem derselben stehen; sie hielt das Knäblein in den beiden Armen, so daß sich hinter der kleinen Gestalt ihr eigenes Haupt verbarg; den letzten Gruß der winkenden Hand ihres Gatten konnte sie weder sehen noch erwidern. (Fortsetzung folgt.)

Das Frickbad und die Badgasse.

Ein verschwindender Teil des alten Bern.

Mit dem Frickbad verschwindet ein Teil von Bern, der ins graue Altertum weist und früher sich einer gewissen Berühmtheit, wenn nicht gar Berüchtigtkeit erfreute. Wer das Frickbad in letzter Zeit besuchte, kann sich eines Bedauerns ob seinem Verschwinden nicht erwehren. An das eigentliche Bad erinnerten allerdings nur noch einige verbeulte Zinkbadewannen, die mit der Zeit die hölzernen Wannen, die dort standen, ersetzen mußten. Aber der Hof, das Gebäude, das kleine Gärtchen vor dem Haus, das Gesamtbild überhaupt, übte einen gewissen intimen Reiz aus. Im Hof, in dem einige Platanen Schatten spendeten und den Boden ein originelles, guterhaltenes Pflaster aus Aarekieseln deckte, wie es auf dem Land herum und im Orient in von Türken bewohnten Gegenden zu sehen ist, plätscherte ein hübscher Brunnen gleichmäßig Tag und Nacht. Dieser soll anderswo verwendet und der Nachwelt also erhalten bleiben. Die mit Holzgitter versehenen Lauben, die sich rings um den Hof zogen, gemahnten an die Gitterfenster der Orientalinnen. Die Räume freilich erinnerten kaum mehr an den Ort, wo man die besten Forellen weit und breit aß und in denen, wie die Chroniken und Geschichtsschreiber melden, die tollsten Orgien gefeiert wurden. In letzter Zeit wurden sie größtenteils als Notwohnungen vermietet, und seit längerer Zeit wohnten in ihnen ärmere Familien. Beim Abbruch trat auch nicht viel zutage, das an frühere Glanzzeiten gemahnte: eine Malerei aus dem 16. Jahrhundert, die den untern Teil von Frauengestalten verriet, jedoch als künstlerisch wertlos geschätzt wurde; einige Kachelöfen mit grünen Kacheln, einige Schwellen, die höchst wahrscheinlich von der „Ländte", die hier stand, stammten, — das war alles. Die Chroniken melden, daß, als das Bad im Jahr 1828 obrigkeitlich aufgehoben wurde, im Keller alte Badgewölbe zum Vorschein kamen, die von dem seit Jahrhunderten betriebenen „Bad am Spitz" stammten; beim Abbruch zeigte sich jedoch nichts mehr. Man traf einen ganz normalen Keller an, den man beließ, so wie er war.

Wann entstand das Frickbad oder, wie es auch hieß, das Français-bad? Niemand weiß es genau. Auf jeden Fall aber ist es mit der Geschichte der Matte eng verbunden. Wann entstand denn eigentlich die Matte? Auch das ist ungewiß. „Die Matte," sagt Türler in seinen „Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart von Bern," „lateinisch stets pratum genannt, war offenbar bei der Stadtgründung noch eine Wiese auf der Flußniederung." Albert Jahn und andere Chronisten behaupten, daß das schwarze Quartier, also die Matte, schon vor Erbauung der Stadt bewohnt war. In verschiedener alten Aufzeichnungen ist die Kapelle erwähnt, die der Sage nach seit uralten Zeiten an der Stelle stand, wo das frühere Schulhaus sich befindet. Dieses Schulhaus ist das Haus, das unterhalb des Bubenbergrains in der Badgasse steht und das noch heute durch seine Bauart und namentlich sein eigenartiges Treppenhaus auffällt. Herzog Berchtold von Zähringen soll anstelle eines aus dem Altertum stammenden Bethauses hier eine Kapelle errichtet haben.

Im Jahre 1360, melden die Chroniken, verkaufte alt Schultheiß Ritter Joh. von Bubenberg der Stadt um 300 Goldgulden den „Grunt des heiligen Riches in der Aar", vom Marziligraben und vom Bach bis zum Predigerturm: Schwelle und Damm, Sägen, Stampfen, Mühlen, Schleifen,

Alte Häuser an der Badgasse in Bern.